

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

259 (7.11.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 7. November 1925

Der Wendepunkt in Goethes Leben

Zum 7. November
Von Willi Weils

Einer der bedeutendsten Gedenktage der deutschen Literatur feiert zum 150. Male wieder. Am 7. November 1775 trat Goethe in Weimar ein, nachdem er zweimal, am 22. September und am 12. Oktober, von dem eben erst zur Regierung gelangten Herzog Karl August von Weimar eingeladen worden war. Die thüringische Residenz mit ihrem lebhaften geistigen Interesse schuf für Goethes Dichtergeist das Erdreich, auf dem seine Persönlichkeit sich entfalten konnte. Der Freundschaftsbund, den beide Männer schlossen, blieb für die Dauer ihres Lebens bestehen. Seinesgleichen ward nicht mehr gefunden.

Der ungeheure Erfolg der „Leiden des jungen Werther“, dem der bescheidenere des „Götz“ vorausgegangen war, hatte dem Namen des Dichters europäischen Ruhm verschafft. Doch ein so feinsinniger Literatorkenner wie der Weimarer Prinzenregierender Hauptmann v. Knebel das neue Gesicht an Deutschlands literarischem Himmel wohl kannte, ist selbstverständlich, ebenso, daß seine Jünger mit den neuen Dichtungen vertraut waren. Auf eine ganz besondere Art hatte der einflussreichste Mann am Hofe Amelien, Wieland, den Geist des jungen Dichters kennen gelernt. Denn auf eine Besprechung des „Götz“ in Wielands „Merkur“, die aber nicht von ihm selbst herrührte, hatte Goethe, der den Tadel an seinem Werk nicht vertragen konnte und dem Wielands schulmeisterliche Anmerkungen über Shakespeares „Fehler“ ein Greuel und ein Vergehen gegen den Geist seines angebeteten dichterischen Ideals waren, mit einer bitterbösen Satire „Götter, Götzen und Wieland“ geantwortet. Goethe war es in dieser Schrift nur um eine innerliche Auseinandersetzung mit dem älteren, und alte Bahnen wandelnden Dichter zu tun; an einen Druck dachte er nicht. Aber sein Freund Lenz setzte in seiner Reklame den Druck durch, und so kam das Heftchen in Wielands Hände. Dieser vergalt Hofes mit Gütem durch eine eigene, lobende Kritik des „Götz“, und Goethe war besänftigt. Zu einer Versöhnung der beiden kam es vorläufig nicht. Das war geschehen in der Mitte des Jahres 1774.

Ende 1774 traten die beiden jungen Prinzen Karl August (17 Jahre) und Konstantin (16 Jahre) ihre große Bildungsreise an. Unter ihren Begleitern befand sich auch Knebel. Am Vormittag des 12. Dezember trafen sie in Frankfurt zu kurzen Aufenhalten ein. Knebel benutzte die Gelegenheit, um den Dichter des „Götz“, von dem man in Weimar so viel gehört hatte, kennen zu lernen. Ein freundschaftliches Einverständnis war bald hergestellt, und bei gemeinsamer Aussprache wurden auch die Angriffe Goethes auf den verehrten Erzieher Wieland ausgleichend besprochen. Die gegenseitige Sympathie war so groß, daß man sich für Mainz, das nächste Tagesziel, verabredete. Allerdings fand dort der junge Erbsprinz wenig Zeit für Plaudereien mit dem Dichter. Denn der Siebzehnjährige mußte von vielen Damen und Herren am Mainzer Hof sich mustern lassen. War er doch der bestimmte Bräutigam der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt.

Am 22. Mai 1775 kamen die weimarschen Reisenden aus Paris und Straßburg nach Karlsruhe zurück, wo Karl Augusts Braut weilte. Dort hatte sich inzwischen noch eine Reisegesellschaft eingefunden, die nach der Schweiz wollte: v. Sauerwitz, die beiden Grafen Stolberg und Goethe. Für Goethe war diese Reise der erste Versuch, sich von Lili zu trennen.

Unter den Frauengesellschaften, die in Goethes Entwicklungsgang eine so bedeutende Rolle spielen, ist Lili Schumann ohne Zweifel eine der interessantesten. Goethes Bekanntschaft mit ihr hatte Neujahr 1775 begonnen. Im April erfolgte die Verlobung. Wange Besorgnisse auf beiden Seiten, nicht zuletzt Goethes Angst vor der Enge einer bürgerlichen Heirat, ließen eine ungetriebene Freundschaft nicht aufkommen. Wie Lili ihn fesselte, sagt gleich sein erstes Lied auf sie („Neue Liebe, neues Leben“). Und dann trennt er sich von ihr nach einigen Andeutungen, doch ohne Abschied. Noch trug er Lilis Bild so tief im Herzen, daß die Entfernung von ihr für ihn keine Trennung bedeutete. Bei seiner Rückkehr fand er eine kalte Aufnahme: das beiderseitige Verhältnis war kühl geworden. Nach zwei Monaten machte Goethe dem unmöglichen Zustand ein Ende. Am 20. September löste er die überreichte Verlobung auf. Die Schuld lag bei Goethe. Er hatte nach Sessenheim und Wepler erfahren, wie Liebe mit Liebe am Ende lohnen kann. Von Anfang an vermochte die Liebe zur Braut keine anhaltende Freundschaft in Goethe zu erwecken. An der Schwelle seiner Liebe lag der Keim der Verklammerung. Sein Rettungsmittel jedoch war nicht männlich entschlossenes Handeln, sondern die Flucht.

Das wertvollste Zeugnis für Lilis Bedeutung für Goethe sind dessen eigene Äußerungen. Vor allem das

Wort des einundachtzigjährigen Dichters: „Sie war die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Ich bin meinem eigentlichen Glück nie so nahe gewesen.“ Wie eine Fügung des Schicksals traf Goethe, dem es in seiner Vaterstadt nunmehr doch unbehaglich wurde, die Einladung Karl Augusts.

Am 3. September 1775 trat Herzog Karl August die Regierung seines Landes an. Am 18. desselben Monats reiste er nach Karlsruhe zu seiner Braut ab. Am 22. lud er bei seiner Durchreise in Frankfurt Goethe zum Besuch nach Weimar ein. Die Einladung lockte. Die große Welt, in die ihn Lili bereits einen kurzen Blick hatte werfen lassen, öffnete ihm weit ihre Tore. Vergebens suchte der Vater ihn warnend zurückzuhalten. Als freier Reichstädter stand er Fürstentöfen mißtrauisch gegenüber, und nach Beispielen launenhafter Fürstengunst brauchte er nicht lange zu zögern. War der Sohn noch im „Götz“ und „Clavigo“ ähnlicher Ansicht gewesen, so war bei ihm doch seitdem eine bedeutende Veränderung eingetreten. „Der Umgang mit Großen ist immer dem vorteilhaft, der ihrer mit Maß zu brauchen weiß“, schreibt er an Kestner. Am 12. Oktober kam das inwärtigen vermählte Paar wieder durch Frankfurt, und die Einladung sowie Zusage wird erneuert. Noch ein paar Tage der Unruhe. Goethe hat schon überall Abschied genommen. Doch der versprochene Koffwagen kommt nicht. Die Lage wird unbehaglich. „Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die See Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht“ schreibt er am 18. Oktober an Bürger. Er sollte sie doch noch See Hold nennen können. Schon hatte er eine Reise nach Sibirien angetreten, da holt ihn die Nachricht ein: der Wagen ist da.

Als dann Goethe am Morgen des 7. November 1775 in Weimar ankam, mußte ihm der große Unterschied gegen Frankfurt sehr auffallen. Weimar zählte damals 6000 Einwohner, von denen ein großer Teil in irgend einem Verhältnis zum Hof stand. Noch 1802 nennt die Frau von Etzel Weimar „ein großes Schloß“. Nach heutigen Begriffen war die Residenzstadt nur ein rückständiges Landstädtchen mit allen kulturellen Mängeln eines solchen.

Mit größtem Interesse wurde Goethe erwartet, und als er dann eintraf, waren bald alle Erwartungen übertroffen. Den größten Wandel erlebte Wieland. Gleich beim ersten Mittagessen war er mit dem fernen Dichter, der ihn so böse verflucht hatte, gut Freund. Begeistert schreibt er an Jacobi: „Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliert ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Zünglings zu Tisch saß!“ Überwältigt preist Wieland seinen „Bruder in Apoll“:

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubervoll und voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu erlösen,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisteskönig daher!
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt.
Der alle Güte und alle Gewalt,
Der Menschheit so in sich vereinigt!

Anderer drückten sich weniger begeistert aus. Sie blühten provokativ und fanden, daß der Ankömmling gerade nicht einen Adonis darsiehe. Groß von Wuchs, war er ziemlich magere. Jemand machte den Witz, seine Waden und Wangen seien ebenso apostrophiert wie viele Wörter in seinem „Götz“. Seine Gesichtsfarbe war meist ungesund, gelblich blaß. Seine Haltung war steif, und sein Gang erinnerte an die Bewegung eines Perpendikels. Und dazu konnte er recht ungesellig und abstoßend sein. Und doch war Goethe mit einem Schlag der Mittelpunkt des Weimarer Hofes, wo auch die Frau weilte, die auf seine Entwicklung den nachhaltigsten Einfluß ausüben sollte: Charlotte v. Stein.

Nur als kurzer Besuch war der Aufenthalt Goethes in Weimar gedacht, und ein geeignetes Leben voll reizender Fülle vollendete sich dalebst. Nie hat die Kulturgeschichte eine solche treue, bildende Freundschaft gesehen, wie zwischen Goethe und seinem herzoglichen Freunde. Der Klatsch über das tolle, ausgelassene Treiben am herzoglichen Hofe verstummte bald. Das bezopfte Spießbürgertum mußte sich erst abfinden mit dem neuen Regime, wo an Stelle weißgepudelter Perückenweisheit überhäumende, blühende Jugend das Szepter schwang. Noch war der junge, kaum zwanzigjährige Herzog ein Werdender, noch ein Rosi, der sich recht absurd gebärdete. Charlotte v. Stein hatte richtig den tieferen Sinn von Goethes Genietreiben erkannt: „Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, so denk' ich davon.“ Sie mag recht haben. Wenn es auch manchmal recht wild zügig, so scheint Goethe, dessen Verhalten zu dem 8 Jahre jüngeren Herzog gleich etwas Väterliches an sich hatte, immer das Ziel im Auge gehabt zu haben, auf den Herzog maßigend und er-

zieherisch einzuwirken. Bei der ungestümen Natur Karl Augusts wäre ein schulmeisterliches Moralpredigen schädlich von Erfolg gewesen. Goethe hatte bald unter den Schläden die edle Veranlagung des jungen Fürsten erkannt. Wie hätte er, der allezeit an sich selbst so streng arbeitete, dieses vortreffliche Menschentum verkümmern lassen können! Unermüdet, als getreuer Eckart, steht Goethe dem Herzog zur Seite. Scharf schildert er ihn oft der Frau v. Stein: „Mich wundert gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, und doch wenn er sich etwas zugute tun will, so muß er etwas Albernem vornehmen.“ Wenn auch Goethe manchmal verzweifeln möchte, so beginnt er doch immer wieder, mit Wort und Vorbild auf den Schüler einzuwirken. Wenn der Herzog die Gefahren seiner Sturm- und Drangperiode gut überstand und ein trefflicher Fürst wurde, so verdankt er das Meiste der weisen Erziehung Goethes, der selbst sein Wort erfüllte:

Wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Auch in den Staatsgeschäften wurde Goethe der treue Helfer Karl Augusts. Durch keinen Widerstand ließ sich der Herzog beirren, als er Goethes Geist zum Wohle seines Landes benutzte. Bereits 1776 wurde der siebenundzwanzigjährige Dichter zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Rat und 1779 zum Wirklichen Geheimrat ernannt. So hatte Goethe nach und nach die Wegebauverwaltung, die Finanzen und das Kriegswesen zu betreuen. Nach der Gründung eines ständigen Hoftheaters in Weimar übernahm er die Leitung, die er bis 1817 führte. Um 1782 erhielt er auf den Antrag des Herzogs vom deutschen Kaiser das Adelsprädikat; 1804 den Titel Erzellenz.

Im Geiste ihres gemeinsamen Freundes Schiller ist der Sängler mit dem Fürsten ein Menschenalter hindurch in gemeinsamem Streben auf der Menschheit Höhen dahingeschritten. Das schönste Denkmal hat Goethe seinem Freunde in dem Gedicht „Amtenau“ gesetzt, dessen offene, von Unterwürfigkeit freie Sprache gleich ehrend für den Herzog wie für den Dichter ist.

Als dann der Herzog auf der Heimreise von Berlin zu Graditz bei Torgau am 14. Juli 1828 starb, da fühlte Goethe, wie in sein Leben eine unerfegliche Wunde gerissen war. „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporkuhlen, so gut und so lange es gehen will.“

Daß sich Goethes Leben und Dichten zum weitestgehenden und wichtigsten Teile an dem großzügigen und geistig ungemein interessierten Weimarer Hofe abspielte, ist die bedeutende Folge jener, auf einen kurzen Besuch berechneten Einladung. Wohl hat Goethe in hohem Alter zu Eckermann gesagt, er wäre glücklicher gewesen und hätte auch als Dichter mehr leisten können, wenn er sich vom öffentlichen Leben mehr zurückgezogen hätte. Und doch gab die Überfiedlung nach Weimar seinem Leben die entscheidende Wendung und damit auch seinem dichterischen Wirken. Dem Manne, der ihm Fürst und Freund war, hat er dankbar anerkannt, was er ihm gewesen. „Er war ein Mensch aus dem Ganzen, und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Er war besetzt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Ich möchte lügen, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu tun oder auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte“ (Eckermann, Gespräche am 27. 4. 1825 und 23. 10. 28). In dem bekannten Epigramm hat Goethe schon ausgesprochen, was der Herzog ihm war:

Mein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Doch was priesest du ihn, den Laten und Werke verkünder?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht.
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Mühe, Vertrauen, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht ich zu danken als ihm und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schäme, als ein Dichter verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Niemand frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäzen.

Indien, das Land der Gegensätze

Von Lord Ronaldsby

Nicht weniger groß als zwischen Wüste und Wald sind die Unterschiede zwischen den Völkern, die sich zu einem Festzug ordnen lassen, der die Entwicklung der menschlichen Kultur im Laufe der Jahrtausende sinnhaft vor Augen führt. Er beginnt mit Menschen, die im dunkelsten Aberglauben dahindämmern, und endet mit Denkern, die sich zu den höchsten Höhen der Philosophie emporschwingen. Hier vertreten Pfeil und Bogen die höchste technische Errungenschaft, dort finden wir einen indischen Wissenschaftler, der nach den Worten von Professor Patrick Geddes Geräte ausgestellt und gekauft hat, die das Staunen europäischer Fachleute erregen. In der Tat ein langer Weg von der rohen Schühwaffe des wilden Mohl oder vom plumpen Pflug des Bauern zum Zeitmesser von Sir Dignid's Rose, der genaue Tausendteile einer Sekunde angibt.

Was ich bisher erwähnte, zeigt deutlich, wie gefährlich es ist, Vergleiche zwischen Indien und europäischen Ländern zu ziehen. Damit soll zugleich ausgedrückt werden, daß nur ganz Europa einen Spitzspiegel zum Darstellen indischer Verhältnisse abgeben kann. Aber auch hier stoßen wir bald an die Grenze des Brauchbaren. In Europa sind zweifelslos die Sprachgrenzen das Auffälligste. Die Staatsgrenzen fallen gemeinhin mit Sprachgrenzen zusammen. In Indien sind die Gebiets- oder Provinzgrenzen aber sehr willkürlich, nämlich weder vollständig noch sprachlich bedingt. Die Einteilung ist oft rein zufällig, oft ist sie eine Bequemlichkeit der Verwaltung. Hat man es doch in den letzten Jahren erlebt, daß ein amtlicher Federzug die Gemarkungen riesiger Verwaltungsbezirke verlegte. Im Jahre 1905 schritt die indische Regierung ein mächtiges Stück aus der Präsidentschaft Bengalen, vereinigte es mit dem benachbarten Assam, baute eine Hauptstadt, setzte eine Regierung ein und schuf dergestalt die Provinz Ostbengalen mit Assam. 1921 wurde die neue und indische emporgelähmte Provinz neuerlich das Opfer eines behördlichen Machtspruches, indem man große Teile herausnahm und wieder der alten Präsidentschaft einverleibte. Durch Verschiebungen im Westen ergab sich zugleich die neue Provinz Bihar mit Orissa. Ein anderes Beispiel liefert die Nordwestliche Grenzprovinz, die unter Lord Curzon's Regierung im Jahre 1901 aus dem Punjab ausgeschlachtet wurde.

Hier habe ich mich nicht um die heftigen Kämpfe zu kümmern, die ob dieser Umgekehrungen der Landkarte entbrannten. Ich weise nur auf die künstliche Entstehung vieler Grenzen hin. Man darf aber auch sagen, daß die Natur zu solchen Verwaltungsgrenzen drängt, weil es so gut wie unmöglich ist, die Halbinsel nach stammeskundlichen oder sprachlichen Grundzügen in übersichtliche Bezirke zu zerlegen. Das wird einem sofort klar, wenn man bedenkt, daß die herentkulten Völkerwellen auf ihrer Wanderschaft durch eigenartige Landformen gelenkt wurden. Der Bergwall des Himalaja bildet eine ungeheure Wand zwischen Indien und Innerasien. Alle Eindringlinge folgten den Linien geringsten Widerstandes und schoben sich durch die engen Gebirgspässe. Diese Öffnungen finden wir hauptsächlich im Nordwesten. Jeder aus ihnen hervorquellende Schwarm mußte sich fächerartig über die endlosen Ebenen entfalten. Aus dem gleichen Grund folgte jeder neue Einbruch den Spuren der alten, sie reihenweise überlagernd, jedoch ohne die Schichten vorausgegangener Überflutungen jemals gänzlich zu verwischen. Daraus ent-

* Durch das Entgegenkommen des Verlags sind wir in der erfreulichen Lage, unsern Lesern bereits heute eine Textprobe aus dem hochbedeutendsten Werk „Indien aus der Vogelschau“ von Carl von Ronaldsby zu bieten, das Anfang Oktober bei H. W. Brockhaus in Leipzig erscheint. Der Verfasser, ein aussehungsreicher Kandidat für den Posten des Vizekönigs von Indien, ist ein gründlicher Kenner von Land und Leuten, Geschichte, Kunst und Religion des riesigen Gebietes und besitzt noch dazu die Gabe interessanter Erzählungskunst, so daß wir die Anschaffung des schmucken Bandes unsern Lesern nur wärmstens empfehlen können.

Bücheranzeigen

Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Volksausgabe, 3. Band: Erinnerung und Gedanke (Ottav. 218 Seiten). In Halblein u. 3. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. — Mit dem Erscheinen dieses Bandes, der im Anschluß an die früher erschienenen Bände der Volksausgabe und in gleicher Ausstattung wie diese ausgegeben wurde, ist nun auch die Volksausgabe von Bismarck's Gedanken und Erinnerungen vollständig geworden.

Benedetto Croce: Poetik und Nichtpoetik. Bemerkungen über die europäische Literatur des 19. Jahrhunderts. Übersetzt von Julius Schloffer. (604 Seiten, Ottav. Wien 1926, Amalthea-Verlag.) Dieses Buch wird zweifellos dazu beitragen, Benedetto Croce, der in der angelsächsischen Welt beispiellose Anerkennung findet, auch in Deutschland einen breiteren Leserkreis zu schaffen. Der Amalthea-Verlag brachte das wertvolle Werk würdig und geschmackvoll heraus.

Alfred de Vigny: Effluviens und Größe des Soldaten. Pontois-Verlag, Freiburg i. B. — Der Verfasser stammt aus einer alten französischen Adelsfamilie, lebte von 1797 bis 1863, war Offizier, wandte sich dann der Literatur zu, wurde 1845 in die Akademie aufgenommen, schrieb aber immer weniger und verstimmte zuletzt ganz, ein freundlicher und weiser Ratgeber vieler junger Literaturlaute, mit Familienpflichten, charitativen und sozialen Dingen beschäftigt, fröhlich, unaufhörlich denkend, in ein stolzes Schweigen wie in einem königlichen Mantel gehüllt. — So lesen sich auch diese kleinen Erzählungen, zwischen denen philosophische und lebenserinnernde Abschnitte stehen. Allerlei vom Krieg und Soldatenleben, aus einer Zeit in der der Krieg noch wie soll man sagen — etwas Menschliches hatte, in dem noch irgendwo der Mensch zur Geltung kam, im Guten wie im Bösen. Daneben ein ruhiges Abirren zu allerlei Gedanklichen, zeit und behutsam geformt, aristokratisch, etwas müde, ganz unfolktümlich eigentlich, jedenfalls vollkommen unpreußisch, delatenter französischer Adel. Auch sprachlich etwas altmodisch,

stand ein buntes Gemenge, das in der gegenwärtigen Verteilung der Sprachen seinen sichtbarsten Ausdruck fand. Beispielsweise ist Hindi eine der Hauptsprachen in fünf Provinzen von Britisch-Indien und in zwei Gruppen von Eingeborenenstaaten. Es ist aber jeweils nur eine von vielen. Die Zentralprovinzen von Berar sind einer von den sieben erwähnten Landesteilen. Dort spricht man außer Hindi noch acht andre Mundarten, die stark verbreitet sind. Besonders auffällig zeigt sich das babylonische „Wirkwar“ in Assam. Fast die Hälfte der Einwohner spricht Bengali, ein Fünftel Assamisch, während die übrigen zwei Fünftel in achtundneunzig Sprachen reden. Mindestens je ein Hundertstel der Bevölkerung bedient sich der folgenden Sprachen: Hindi, Manipuri, Bodo, Kaga, Khasi, Garo, Mijir, Mundari und Luschi.

In der Politik hat jeder Vergleich mit Europa auf. Als die Engländer nach Indien kamen, fanden sie ein durch innere Kämpfe zerfallenes Land vor. Kleinstaatenkriege mit den üblichen Zerfallerscheinungen waren der gewohnheitsmäßige Zustand der Halbinsel. Frieden und Aufbau bildeten die Ausnahme. Das war seit Menschengedenken immer so gewesen. Die indische Geschichte nutzt uns wie ein buntes Nebelbild, in dem Königreiche sich verdrängten und wieder verschimmten. Gelegentlich erhoben sich die Großgestalten der Gründer von Herrscherdynastien und Kaiserreichen über die ruhelose Oberfläche, festere Kerne in der Flucht der Jahrhunderte bildend. Wie gebannt im atemlosen Lauf durch die Geschichte halten wir eine Weile an, gehend von der Pracht einer kurz beherrschenden Gangeszeit. Bald darauf reihen uns die wilden Trümmer des Zusammenbruchs wieder dahin. Im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt fesselte Chandragupta unsern Blick: im dritten Asoka. Jener entwarf den Feldherrn Alexanders ein Kaiserreich, dieser beschützte die leimende Buddhalehre, ihr dadurch zur späteren Weltbedeutung verhelfend. Im zweiten, vierten und fünften Jahrhundert ziehen die Herrscher Kanishka, Samudragupta und Garscha an uns vorüber; im achten Jahrhundert verfolgen wir den Aufstieg der berühmten Kaiserdynastie der Rajaputen, die einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Geschichte der Hindustans hatten. Unter ihnen wurde der Buddhismus durch den Hinduismus verdrängt, der jetzt seine höchste Blüte entfaltet. Den Gipfelpunkt bezeichnen Saivara und Ramanudja, die Erklärer der Vedantaphilosophie. Doch kaum haben wir uns in die Rajaputenherrlichkeit eingelebt, als auch schon neue Kräfte unsere Aufmerksamkeit fesseln. Durch die Tore der Nordwestgrenze ergießen sich die eiferwütigen Heerscharen des neuen, einseitigen Schwertglaubens, der angreifend, mordend und befehrend auf die Hinduwelt eindringt. Mit der mohammedanischen Eroberung Indiens verknüpfen wir die grimmige Gestalt Mahmuds von Ghazni im ersten Jahrhundert und den Glanz der Moguln, deren Paläste und Grabmäler wir als stille Zeugen unerhörter Pracht bewundern. Gegen Ende der Mogulzeit bemerken wir den Aufstieg der Marathen des Defans, machen aber gleich darauf die alte Geschichtserfahrung wie ein Großreich zur Kraftlosigkeit hinabsinkt und schließlich aus den Urkunden verschwindet.

Obgleich diese Zeiträume sich mit farbenreichen Märchenbildern ausmalen lassen, so erkennen wir als Grundbewegung doch den blutigen Krieg, das Ergebnis ziellosen Ehrgeizes. Daneben wirken Glaubenskämpfe ihre dunklen Schatten über das Ganze. Ein gepenstiger Schausteller zaubert ein Folge von Geisteserscheinungen auf die Bühne; ein Königreich löst das andere ab im ewigen Kreislauf von Geburt und Tod, Größe und Niedergang, Wachstum und Tod.

Ähnliches wiederholt sich beim ersten Auftreten Europas. Spanien, Portugal, Frankreich, Holland und Großbritannien kämpften zueinander um die Vorherrschaft. Erst als ein Staat alle Macht in seine Hand bekam, schlug in der indischen Geschichte eine neue Stunde. Großbritannien hat erreicht, was zahllose Vorgänger erstrebten: die Führung auf dem Erdteil.

Dazu gibt es keinen passenden Vergleich. Wir müssen diese Tatsache als einzigartig gelten lassen und sie nehmen, wie sie ist, wie einen ungeheuerlichen Einschnittsversuch in der Gezen-

tische des Ostens. In einem Versuch in diesem Maßstab fest, len die Vorbilder. Das ist das Indien reichvollster Betrachtung. Das aber ist auch Indien, wie es mit ungeachteten Schicksalen schwanger geht.

Hygiene des Essens u. Trinkens

Von San.-Rat Dr. Max Rajdke

Nicht das allein ist bedeutungsvoll für die Gesundheit unseres Körpers, was wir essen und trinken, sondern ebenso wichtig ist, wie wir essen, ist die Art, in der wir die Speisen zu uns nehmen. Ob wir dabei das Messer, wie es Herr Neurich, seitdem er zur besseren Gesellschaft gehört, nicht mehr tut und doch aus alter Gewohnheit so gern tun möchte, in den Mund stecken oder den Hühnerknochen, wenn wir einen haben, mit den Händen ergreifen und abknagen, ob wir lauter, als in guter Gesellschaft erlaubt ist, beim Köpfeln der Suppe schlürfen: all das ist von gesundheitlichen Standpunkt nebensächlich. Als gut erzogener Europäer macht man es nicht, weil es häßlich ist, ungeschicklich — aber gesundheitsschädlich ist es nicht; es gehört nicht zur Hygiene des Essens und Trinkens, die uns hier interessiert. Zur Hygiene gehört zunächst, daß die Speisen genügend im Mund gekaut und so für die weitere Verdauung gut vorbereitet werden. Ein altes Sprichwort sagt schon: Gut gekaut, ist halb verdaut. Wenn man langsam ißt und gut kaut, werden die Speisen fein verrieben und mit genügend Speichel vermischt, so daß ein dünner Brei entsteht, der, gut eingespeichelt, dem Magen die Arbeit erheblich erleichtert.

Dazu gehören naturgemäß auch gute Zähne. Deshalb ist es ein Notwendigkeit, für die Erhaltung seiner Zähne und den guten Zustand stets besorgt zu sein und, wo für das Kauen notwendige Zähne fehlen, Ersatz zu schaffen.

Wenn man zu hastig ißt, sich keine Zeit läßt und nicht genügend kaut, kann es geschehen, daß große Klümpchen in der Speiseröhre stecken bleiben, wodurch es zu Stauungen und, wenn gerade eine weniger widerstandsfähige Partie betroffen ist, zu einer Ausbuchtung der Speiseröhrenwand kommen kann.

Eine üble Angewohnheit ist es, kleine Knochen zu kauen und zu verschlucken. Wenn auch der Magen im allgemeinen ziemlich tolerant gegen solche kleine Fremdkörper ist und sie meist glatt den Darm passieren, so kann es auch anders kommen, der Fremdkörper kann Risse in der Magenschleimhaut herbeiführen, aus denen dann Geschwüre, ja Krebs entstehen kann.

Von Wichtigkeit ist auch die Temperatur der Speisen. Das haltige Essen heißer Speisen spielt sicher bei der Entstehung des Speiseröhrenkrebses eine Rolle. Wer dauernd dadurch sündigt, schafft sich unweifelhaft eine chronische Entzündung der Speiseröhre, auf deren Boden sich geschwürige und krebige Prozesse entwickeln können. Noch gefährlicher ist das Trinken heißer Flüssigkeiten und zwar deshalb, weil die Wirkung hier eine intensivere ist.

Das Alkoholische, Menschen, die hochprozentige Alkohole viel genießen, an chronischen Speiseröhrentaraxen leiden und dadurch den eben beschriebenen Gefahren ausgesetzt sind, ist eine bekannte Tatsache.

Wenn aber auch die Speiseröhre von großen und heißen Bissen, von heißer Flüssigkeit oder Alkohol ohne Schaden passiert wird, so besteht doch Gefahr für den Magen. Die Tätigkeit des Magens muß, wie sagtens oben schon, um je härter einsehen, je weniger vorbereitet die Speisen sind, Fremdkörper können auch hier Verbindungen der Magenschleimhaut und Geschwüre erzeugen; der Alkohol führt zu chronischen Magentatarchen.

Das alles sind Sünden gegen die Gesundheit, die jeder leicht vermeiden, gegen die jeder leicht sich schützen kann. Langsam essen, gut kauen, keine großen Bissen schlucken, sich Zeit beim Essen lassen, stark alkoholhaltige Getränke ganz oder jedenfalls als tägliches Genussmittel vermeiden; das sind Mittel, die geeignet sind, manchen Krankheiten vorzubeugen.

(diesen Ton hat die Überetzung gut getroffen) mit leiser Spannung, pastellfarben in der Wiedergabe, und nur ganz schwach schimmert eigentlich der Untertitel hindurch: eine Romantrilogie im Schatten von Naparates. R. G. S.

David Waigen: Apokalypitische Reiter. Aufzeichnungen aus der jüngsten Geschichte. (Erst Reich Verlag, Berlin.) Dem Verfasser dieses geistvollen, manchmal vielleicht allzu sehr geistreichen Buches, war es gegeben, in einem Teile des östlichen Europa während der letzten Jahre zuzusehen: er nennt das, was sich dort in dem Chaos abspielte, „ein historisches Mysterium“, aus dessen Erkenntnis — gesehen nicht von der Höhe eines Würdenträgers, sondern aus dem Leben der Massen — das Drama selbst etwas zu erhellen vermöge. Der Blickpunkt, unter dem die Probleme gesehen werden, ist in dem Satz ausgesprochen: „Die sogenannte Assimilation der Judenzeit in Russland ist zum größten Teil eine Assimilation an den historischen Ort und Geist des Russentums.“ In diesem Sinne gibt das Buch Erlebens, Beobachtetes und viel Metaphysik, um den Geist eines neuen Europa zu umschreiben, der dem Verfasser offenbar aus einer Synthese von Judentum und Russentum zu kommen scheint. Wer das Buch kritisch liest, wird zweifellos aus seiner Auseinandersetzung mit ihm Gewinn haben. R. G. S.

Walther Stifter: Briefe, Schriften, Bilder. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Dr. Hans Amelung. Mit sechs Tafeln in Kupfertiefdruck, davon fünf nach Originalen Stifters. (303 Seiten, Holztafel-Papier, Preis 3 Mark. Verlag Langewiesche-Brandt, Ehrenhausen bei München.)

Wenn dieses Buch nichts enthielte als die meisterhafte Beschreibung der Sonnenfinsternis vom 8. Juli 1842 und des unheimlichen Spazierganges durch die Wiener Katakomben, würde der Leser reichlich auf die Kosten kommen. Es enthält aber außerdem noch sechs schöne Tafeln in Kupfertiefdruck, davon fünf nach Originalen Stifters, ferner allerlei Autobiographisches und an die hundert Briefe Stifters, die durch verständnisvolle, unaufdringliche Zwischenbemerkungen des Herausgebers zu einem geschlossenen Lebensbilde geworden sind.

Hans Leip: Gabels Anekt. (Roman.) (Ganzleines Mark 9.—, Verlag Grethlein u. Co., Leipzig.) — Auf sorgfältig erforschten Unterlagen ist hier ein bedeutendes Werk entstanden, im Grunde zeitlos, hineinsehend und feurig, eine tiefe Dichtung — das Schicksal eines Menschen, wie es in schäumenden Zeiten immer möglich ist. Von Seeräubern, Nonnen und Hanseaten wird erzählt. Hinter wildem Freiheitsdrang und erfahrener Weisheit erhebt sich der Schatten Störtebeters, dessen Name noch heute die Herzen erbeben läßt. Und mitten in die Handlung hineingestellt ist die machtvollste Gestalt des noch bedeutenderen Seeräubers Hauptmanns Gabels Michels. Der Gedanke der Freiheit und der Gemeinsamkeit ist an dem Beispiel der Väter überdies in ein Unerwartetes gesteigert, das, schön und fruchtbar zugleich, in Untergrund in sich trägt. In einer unerhörten Sprache, in einer Farbenfülle pulsender Szenen, in einer sich unbarbarisch zum grauenhaften Ende aufbauenden Handlung ist viel gesagt geschrieben. „Freie und ursprüngliche Begabung, Kraft und Freiheit des Gefühls“ — betont Prof. von der Lehen, der gemeinsam mit Thomas Mann, Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidtson, G. A. Brüggemann, D. S. Sarnetzki und Dr. W. Schmidt dem Werke einstimmig den ersten Preis der Kölnischen Zeitung zuerkannte.

Selma Lagerlöf: Der Ring des Generals. Erzählung (Gesheft 3 Goldmark, Albert Langen, München.) Ein Meisterwerk nordischer Erzählungskunst, dabei unheimlich spannend zugleich.

Francis Carter: Der Gehekte. Deutsch von F. W. Angermayer. (Verlag Die Schmiede, Berlin, 1924, 162 S.) — Der Gehekte ist ein Badergeselle, der einen Mordmord begangen hat. Er hat eine Witwe, eine Pariser Dienstmagd, eine fabelhafte Seele man an Leben und Qualen seiner Seele erlebt, die er sich selbst aus einem dunkeln Fels heraus ans Messer liefern muß, das ist der Inhalt dieses Romanes. Spannung, die auf einer literarischen Kunstübung — all das meisterhaft bestreut auf diese beiden Personen — gibt diesem Buch seinen Rang. R. G. S.